Ein Ignorant am Jubiläum der Nationalbank

Autor(en): **Frei, Heinrich**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin**

Band (Jahr): **108 (1982)**

Heft 21

PDF erstellt am: **27.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-607544

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Heinrich Frei

Ein Ignorant am Jubiläum der Nationalbank

Es soll einmal einen Bundesrat gegeben haben – Gott habe ihn selig! –, der vom Währungswesen sagte, es sei ihm ein Rätsel mit sieben Siegeln, sozusagen mit dichten Nebeln verschleiert. Bitte nichts gegen diesen Bundesrat, er tat sein Bestes, wurden ihm doch in seinen Stammlanden für spätere Verdienste gar richtige Denkmäler gesetzt. Immerhin – wenn schon ein ehrenwerter Bundesrat die Nebelschleier rings um die Währungspolitik nicht zu heben vermochte, um wieviel mehr muss besagter Nebel einen gewöhnlichen Normalbürger und Ignoranten mit der Laterne suchend in der Gegend herumirren lassen.

Sagte ich Gegend? Dann kann dies nur Bern sein, wo in diesen Tagen an der 74. Generalversammlung die 75jährige Existenz unseres nationalen Geld- und Währungsinstituts, der Schweizerischen Nationalbank (NB), gefeiert wurde. Ich war dabei. Zwar war es mir schon ein wenig schwül inmitten sämtlicher mehr oder weniger geweihten Häupter von Banken, Versicherungen, Industrie, Gewerbe, Gewerkschaften und ungezählter Verwaltungsräte, die laut und leise potentielle Sachkenntnis zelebrierten. Um meine angeborene Schüchternheit zu tarnen, tat ich, als ob. Als ob mir mit meiner einzigen und mehr zufällig in meinen Besitz gelangten Aktie das geübte Bänklerchinesisch mit den diversen «-ionen» – Inflation, Deflation, Regression, Stagnation, Rezession usw. – tägliches Brot bedeutete. All dies in der stillen Hoffnung, nachher klüger zu sein als zuvor.

Es war feierlich. Sehr feierlich. Die Fernsehleute hatten einiges zu tun, um diese Feierlichkeit in ihre Kameras zu zaubern. Auf der blumengeschmückten Casinobühne, der gleichen, wo sinnigerweise gelegentlich auch Boxkämpfe (!) stattfinden, sassen sie. Nein, nicht die Boxer, sondern die «leitenden Organe» der NB, samt Sekretären und Übersetzer. Und mitten im Kreise dieser Edlen waltete der feriengebräunte Bankratspräsident seines Amtes – ein «Linker», wie mir der Sitznachbar ins rechte Ohr flüsterte, «und viel bürgerlicher als Sie und ich zusammen!» – nicht ohne Würde. Sei dem, wie es wolle, denn warum soll ausgerechnet ein «Linker» in Aussicht auf wohldotierte Sitzungsgelder sich nicht zu einem «Rechten» mausern dürfen? Doch Schwamm drüber und zur Sache ...

Die «Sache» war vorerst ein Vortrag über ein Stück Entwicklungsgeschichte der jubilierenden NB, ganz dazu angetan, die Schleier der Währungsnebel ein schönes Stück zu heben. Oder hätten Sie etwa gewusst, dass vor dem Münzgesetz von 1850 an die 800 der verschiedensten Gold-, Silber- und Kupfermünzen rings im Land zirkulierten? Dass der

Metallwert dieser Münzen die effektive Kaufkraft bedeutete? – Oder hätten Sie gewusst, dass damals jeder Kanton eigene Banknoten drucken durfte und diese praktische Finanzierungsmöglichkeit auch ausgiebig nutzte, bis mit der Übergabe des Notenmonopols an den Bund im Jahre 1891 – zu deren Leidwesen – damit Schluss gemacht werden musste? Sie hätten es nicht gewusst? Ich auch nicht. – Das Wichtigste aber zuletzt, dass nämlich im Jahre 1907 – darum das 75-Jahr-Jubiläum – die NB in sämtlichen Gegenden der Schweiz ihre Schalter öffnete und eigene Banknoten zu drucken begann. Banknoten, die hundertprozentig mit purem Gold «gedeckt» waren, falls Sie wissen sollten, was das ist. Damit glaubte die NB in pubertätsbedingter Naivität nämlich, dass ein Franken für alle Zeiten immer ein Franken bleiben sollte!

Spätestens in diesem Augenblick begannen sich die Nebelschleier über meine neuerworbenen Währungskenntnisse neuerdings zu senken, wusste ich doch aus Erfahrung, dass selbiger Franken schon längst nicht mehr derselbe Franken geblieben ist. Weil er heute, im Verhältnis zu damals, mindestens siebenmal weniger wert geworden ist. Oder andersherum: Weil wir für die Öpfel und Zwetschgen, die wir damals für 14 Franken hätten posten können, heute einen baren Hunderter auf den Tisch des Hauses legen müssten. Und dies nicht etwa deshalb, weil die Öpfel und Zwetschgen grösser und besser geworden wären, sondern – eben – weil der Franken kein Franken geblieben ist, trotz der Golddeckung. Oder ist öppen das Gold auch nicht mehr, was es früher war? Unvorstellbar, wenn solches und ähnliches mit dem Metermass, dem Kilo oder Liter geschehen wäre!

Da aber trat ER ans Mikrophon. Er, der Boss und oberste Gralshüter unserer Währung: Dr. Dr. h.c. Fritz Leutwiler, seines Zeichens Generaldirektor und Manager der NB. Trotzdem er mit seinem Referat tatsächlich den Nebel zum Verschwinden brachte, wiederhole ich Ihnen auf keinen Fall seine Ausführungen, da Sie diese ja in den meisten Gazetten längst gelesen haben. Aber das sage ich Ihnen: Dieser Fritz Leutwiler verstand es, «cool» und trocken wie eine Hundeschnauze, seinen zu Füssen sitzenden Bankjüngern die Leviten zu lesen. Aber nicht nur diesen. Auch die Staatsgläubigen anderer Branchen (darunter sehr viele, die vornherum recht heftig für «weniger Staat» politisieren!) kamen an die Reihe, indem er ihnen sagte – natürlich nicht wörtlich –, dass der Staat und die NB nicht der liebe Gott wären, die jedem unter den Arm greifen, der durch bequemes Selbstverschulden in Schwierigkeiten geraten sei. Am meisten imponierte mir sein eigenes Sündenbekenntnis: Leider habe er 1978 dem Flehen wechselkursgeplagter Kreise nachgegeben, die Notenpresse in Gang gesetzt und mit einer bewusst falschen Geldmengenpolitik den neuen Inflationsschub ausgelöst, von dem alle Zahlen um Preise, Löhne und Erspartes wieder einmal mehr verfälscht worden sind.

War es diese Ehrlichkeit, der hinter diskretem Lächeln versteckte Humor, oder war es das von Erfahrungen geprägte grosse Wissen um die Schlagkraft der mit viel Geist und (Goethe-)Zitaten vorgebrachten Argumente, von deren Richtigkeit sich schliesslich selbst die hartnäckigsten Meckerer und Besserwisser überzeugen lassen mussten? Jedenfalls ging ich als aufgeklärter Ignorant recht vergnügt nach Hause.

Das Dementi

Es stimmt nicht, dass der Mensch immer zu vernünftigem Denken und Handeln befähigt ist. Zum Beispiel sterben in der Stadt Zürich nach Statistik weitaus am meisten Menschen, und deshalb enthalten auch die Zeitungen ganze Seiten mit Todesanzeigen. Die Stadt ist auch führend in den Sparten «Unglücksfälle und Verbrechen». Nun gibt es aber Gemeinden in der Schweiz, z. B. Goumoëns-le-Jux VD und Landarenca GR, in welchen nur alle paar Jahre oder Jahrzehnte jemand stirbt. Trotzdem lässt sich kaum einer der 400 000 gefährdeten Stadtzürcher überreden, in diese viel, viel gesünderen Dörfer mit kaum zwanzig Einwohnern umzusiedeln …

Schtächmugge